

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1931**

134 (13.6.1931) Die Mußestunde



Dreizehn Stunden Bahnfahrt: an einem Sonntag, der in diesem Land es nur dem Kalender nach ist. Schon geht es über die Weichen der weiten Bahnhofsanlage von Soerabala, Geschrei der Gepäckträger und Aufbrunnelstöße der Hotelbediener: Hafenstadt.

Lebte Soerabala, außer Batavia bedeutendste Handelsmetropole in Niederländisch-Indien, ist dieses zu sagen, sie ist das groteske Abbild einer europäischer Stadt. Das typische Geschäftsziel: alle verarbeitete Waren; das willigen neue zusammen gemauert in einem Hebelteil erregenden Katalonienstil. Wild tütende Automobile täuschen Geschäftigkeit vor, wo in Wirklichkeit keine ist, weil die Handelsbilanzen sehr kränzlich sind. Von Leben — identisch mit Geist — kann keine Rede sein; dafür läßt das eine ausschließliche Ziel — Geld verdienen — keine Zeit. Jeder ist die große Rauberformel, und die Märkte in Britisch-Indien, China und Japan sind die Absatzgebiete, die den Wohlstandsbarometer in Soerabala regulieren. Alle anderen Produkte, die von hier verschifft werden, sind weitwärtig.

Lebzig bleibt noch an Bemerkenswertem: der Kanal mitten durch die Stadt. Auf seinem schwarzen, träge fließenden Wasser treibt Grasaeschlinge und ein Feigengruß steigt auf — die vollendete Fäulnis. Darnat bis in die Häuser, bis untern Moskionen, und du schlängst in einer Wolke von Gift.

Nachtrag am nächsten Tag: Nie wurde das Fortleben (kein Abschied) von einer Stadt leichter als diesmal. Das Gelagte, gemessenhaft überprüft, bleibt bestehen. Aber Soerabala ist nicht Saou, und Saou ist schön.

Dank an Land und Menschen

In wenigen Stunden geht das Schiff von hier ab, das mich nach dem fünften Erdteil bringen wird.

Jetzt rückwärtend auf die vergangenen Wochen fühle ich: über den Abchied hinaus wird lebendig bleiben ein gutes Gedenten an Menschen (weiße und braune), Landschaft und eine väterlich sorgende Regierung. Vielleicht wird eine stille Wehmut nach dieser Insel die Monate im fünften Erdteil überdauern. Wie rasch gingen die Wochen in Zululinde dahin; und jetzt, kurz vor dem Abchied, ist nichts lebendig als eine große Sehnsucht. Eine Sehnsucht, die diesen Vers schrieb, der nur ein Dank ist an Land und Menschen:

Die Luft, das Licht, der Blüten greller Glanz, des Händlers Stimme und der Frauen Gana, Musik des Gamelans und heiliger Tanz, des reichen Lebens stiller Ueberflutung: niemals war so viel Glück und Beiterkeit In dieser sottverlassenen Radioszeit.

Gelobt sei jeder Tag und jede Nacht, Mondlicht und Traum, der Kokosnüsse Rauch, Der Frauen Atem und des Sarongs Tuch; ebenedeilt sei Savas Glanz und Pracht.

Urkundliches zur Geschichte der Männerchöre

Von Arno Kapp, Leipzig.

Der Name Böllner hat in der bürgerlichen Sängerkwelt einen guten Klang. Karl Böllner, der Vater des Liedes: „Das Wandern ist des Müllers Lust“ (1800—1860), der ursprünglich zum Theologen bestimmt war, kam 1820 als Gesangslehrer an die Ratsrealschule in Leipzig. Zwei Jahre später gründete er mit seinem Freunde Gmelchen ein Musikinstitut. In seiner Wohnung richtete er Sonntags Gesangsübungen ein, an denen sich auch die Mädchen der Ratsrealschule beteiligten. Er ließ 1833 das erste Heft seiner Männerquartette erscheinen. Das war zugleich die Veranlassung zur Gründung des ersten Böllner-Vereins.

Die Allgemeine Deutsche Biographie schreibt über Karl Böllner noch folgendes:

1845 gründete er dann den Gesellenverein; 1851 übernahm er auch die Leitung des Künstler-Vereins, 1848 die der II. Abteilung des Kunst- und Gewerbevereins, aus dem 1854 der Böllnerische Mittwochs-Verein entstand; 1857 bildete sich der „Jüngste Böllner-Verein“, der nach Böllners Tode sich mit dem Gesellen-Gesangerverein und dem Mittwochs-Verein zu einem Böllner-Verein verband.

Der noch heute bestehende Leipziger „Männerchor Böllner-Verein“ bezeichnet das Jahr 1845 als sein Gründungsjahr.

Diese Notizen, die Böllner als den Gründer des Leipziger Gesellenvereins bezeichnen, bedürfen einer Richtigstellung, die an Hand von mir im Leipziger Ratsarchiv aufgefundenen Akten hiermit erfolgen soll.

Im Jahre 1833 bestanden in Leipzig drei verschiedene, die „Bildung des Gewerbsmannes besonders bewandene Vereine“, die in keinem inneren Zusammenhange zueinander standen. Es waren dies die 1829 gegründete „Politechnische Gesellschaft“, die „Sonntagschule“ und der am 4. Februar 1833 gegründete „Kunst- und Gewerbeverein“, der aber erst am 25. Mai 1835 behördliche Bestätigung fand. Am 26. Juni 1834 schrieb die Kreisdirektion Leipzig im Auftrage der sächsischen Regierung an den Rat zu Leipzig, daß dem Ministerium daran gelegen sei, eine Vereinigung dieser drei „Gewerbeanstalten“ herbeizuführen. Dieser Zusammenschluß aber kam nicht zustande. Er scheiterte wohl in der Hauptsache an der Zusammenfassung der Mitgliedschaft der einzelnen Lehranstalten. Während in der Politechnischen Gesellschaft die Belehrteten und Wissenschaffler sich ein Stellweihen gaben, hatten im

Kunst- und Gewerbeverein sowie in der Sonntagschule die Arbeiter großen Einfluß, wenn auch die Meister noch im Vorderhand saßen. Das Verdienst, dem Leipziger Gesellenverein aufgegeben zu haben, gebührt dem Buchhändler Ludw. Schred. Am 10. März 1843 erteilte er im Leipziger Tageblatt einen Aufruf, in dem er zur Gründung von Gesellenvereinen aufforderte, um die traurigen Erfahrungen zu beseitigen, die die Aufhebung der Innungsverfassung im Jahre 1810 herbeigeführt hätte. Es heißt in diesem Aufrufe:

„Es sollen die Gesellen aller Zünfte allmählich einmal eine besondere Gelegenheit finden . . . zur Ausbildung und Bereicherung des Geistes und Gemütes . . . Nicht Schulen sollen diese Anstalten gleichen, sondern freien Vereinen, geleitet durch gemeinsinnige, humane und befähigte Männer aus allen Ständen . . .“

Dieser Aufruf veranlaßte die Regierung, den Leipziger Rat „auf diesen Gegenstand besonders aufmerksam“ zu machen.

Am 30. März 1843 teilt das Direktorium des Kunst- und Gewerbevereins dem Rat mit, daß im Anschluß an die vom Ministerium im Jahre 1835 gewünschte Gewerbelehranstalt von Ostern ab eine II. Abteilung des Kunst- und Gewerbevereins unter dem Namen „Gesellenverein“ eröffnet würde. Der Rat aber verlangte erst „vollständige Ausarbeitung des Planes und der Statuten“; auch dürfe das Unternehmen erst in Kraft treten, wenn die Genehmigung der Regierung vorläge. Letztere aber schreibt am 24. Mai 1844 an die Stadt, „daß der Errichtung eines besonderen Gesellenvereins mit eigenen Statuten Bedenken entgegenstünden. Die Brüderschaften waren ja 1810 aufgehoben und den Gesellen jeder Zusammenschluß ein für allemal untersagt worden. Um die Vereinigung dennoch zustande zu bringen, schreibt Schred am 27. Dezember 1844 erneut an den Rat und gibt die Erklärung ab, daß auch der Kunst- und Gewerbeverein keinen selbständigen Gesellenverein wünsche. Er habe beschloß in dem Statutenentwurf das Wort „Gesellenverein“ gänzlich wegzulassen und stattdessen die Benennung „II. Abteilung des Kunst- und Gewerbevereins“ gewählt. Nummer erteilte am 27. Februar 1845 die oberste Behörde die Bestätigung, der am 6. Mai die Statuten genehmigt wurden. 34 Gelehrten, darunter 18 Schulmädchergesellen, 3 Schneider, 6 Tischler, 1 Schlosser, 1 Maurer, 1 Tischler, 1 Mechaniker, 2 Buchbinder und 1 Schreiberergeselle hatten schriftlich ihren Eintritt vollzogen. Jedes Mitglied zahlte anfangs einen Jahresbeitrag von 10 Groschen. Im Jahre 1847 richteten die Räumlichkeiten des Kunst- und Gewerbevereins nicht mehr aus. Die Gesellen erklärten, für ihre Bildungsbestrebungen ein eigenes Lokal mieten zu wollen. Das sollte aber 60 bis 100 Taler kosten. Der Rat sollte dazu eine Jahresbeihilfe von 50 Talern gewähren. Die Behörde aber verlangte erst nähere Auskunft über diese Bildungsbestrebungen. Am 12. Juli 1848 vernimmt der Rat den Vorsitz der II. Abteilung, Ferdinand Biewes, welcher zu Protokoll gibt:

„Die Vereinsmitglieder unserer II. Abteilung bestehen nur aus Gewerbsgehilfen, und es beträgt ihre Zahl 200, während sie früher schon auf 600 gestiegen war.“

Die Mitglieder zahlten anfänglich pro Woche 10 Wis., im Jahre 1848 aber pro Monat 4 Neugroschen, wofür ihnen Gelegenheit geboten war, sich in der Anatomie, Buchführung, in der Vortragskunst, Physiologie, im Sprechen, Schreiben, Rechnen, in der Geschichte, Chemie und Physik, in der deutschen und französischen Sprache zu vervollkommen.

Der von Biewes am 12. Juli 1848 eingereichte Stundenplan enthält außerdem einen zweistündigen wöchentlichen Gesangsunterricht, der von Karl Böllner, dem Musiklehrer an der Thomas- und Ratsrealschule, jeden Sonntag vormittags von 10 bis 12 Uhr erteilt wurde.

Das Jahr 1848 hatte auch das Vereins- und Verbandsrecht gebracht. Es bestand für die Mitglieder der II. Abteilung des Kunst- und Gewerbevereins nun kein Verbot mehr, sich unter dem Namen „Gesellenverein“ selbständig zu machen.

Am 24. März 1849 berichtet der Gesellenverein dem Räte, bei dem er obermals um eine Unterfützung nachsucht, daß er seine Aufgabe leblich darinnen erblicke,

„durch erhöhte Bildung die jüngeren Gewerbsgenossen von dem oft unsinnigen politischen Treiben gerade in diesem Stande abzuziehen, sie moralisch zu kräftigen und zu vernünftigen Handwerken und tüchtigen Bürgern heranzubilden.“

In dem an den Rat beigelegten Stundenplane ist ebenfalls dem Gesang breiter Raum geöfnet. Es heißt daselbst: „Sonntagsvormittags: Gesangverein bei Herrn Böllner.“ Außerdem fand jeden Dienstagabend noch eine Stunde Gesangsunterricht statt.

Böllner, der vom Kunst- und Gewerbeverein im Jahre 1845 als Gesangslehrer gewonnen worden war, hatte 1848 die Gesangsabteilung zum selbständigen Gesangerverein erhoben. Durch diese Tat aber löderten sich die Freundschaftsbande zwischen der II. Abteilung des Gesellenvereins und Böllner. Man entzog ihm die Leitung des Gesangsunterrichts, denn im Lehrplan von 1850 finden die Mitglieder des Gesellenvereins unter den Musiklehrern Hultsch und Albrecht, und zwar Mittwochsabend von 8 bis 10 Uhr in Turgensteins Garten. Der Rat gewährt nochmals die Beihilfe von 50 Talern, jedoch unter der Voraussetzung, „daß der Gesellenverein mit dem Kunst- und Gewerbeverein“ in Verbindung bleibe. Am 10. Dezember 1851 aber lehnt der Rat die Unterfützung ab. Erst die Erklärung des Gesellenvereins, sich „jeder politischen Demonstration fernzuhalten“, rettet die Jahresbeihilfe von 50 Talern; der Rat aber verlangt „fremden Gesang!“

Am Gesellenverein, der ausdrücklich der Behörde mehrfach versichert, daß er jeden Versuch abgelehnt habe, sich mit dem

Leipziger Arbeitervereine zu verschmelzen, waren die Februarereignisse und die Märztag des Jahres 1848 nicht spurlos vorübergegangen.

Als die Leipziger Arbeiterchaft in einer überfüllten Versammlung am 18. März 1848 im Saale des Obden (heute Sansonci) die „Auflösung des bestehenden Gesellenvereins und Umbildung desselben in einem Arbeiterbildungsverein“ verlangte, folgten zwei Drittel der Mitglieder des Gesellenvereins diesem Rufe, traten aus ihm aus und wurden Mitglieder des ersten Leipziger Arbeitervereins, der schon im Anfang des Jahres 1849 gegen 600 Mitglieder zählte.

Als die Innungen im gleichen Jahre die Auflösung des Arbeitervereins verlangten, schrieb das Ministerium am 26. September 1849 an den Rat, daß

„durch das Gesetz über das Vereinsrecht solche Vereine nicht gesetzlich verboten seien; auch geböre der Arbeiterverein ohne Zweifel an den gesetzlich erlaubten, denn seine Zwecke seien nicht gesetzwidrig, sondern sehr loblich.“

Die Regierung gestattete dem Arbeitervereine im gleichen Jahre noch, eine Anleihe von 8000 Talern aufzulegen zur Gründung eines Verammlungs-, Lehr- und Wirtschaftskolals.

Das die Arbeitervereine vereinigten Mitglieder auch Gesangsplege trieben, erfahren wir aus der Mitteilung eines Drechslergesellen Klemm, der in der am 1. Mai 1848 erschienenen ersten Nummer der Leipziger Arbeiterzeitung verlangt, daß dem Arbeiter die „nötige Bildung zuteil werde“. In Leipzig hätten deshalb mehrere Ehrenmänner darauf hingewirkt,

„der Arbeiterklasse eine bessere Bildung zu ermöglichen, indem sie den Gesellenverein gründeten. Hier würden Vorträge über populäre Wissenschaften gehalten . . . und, damit die Erhebung des Bergens nicht unberücksichtigt bleibe, habe man auch dafür gesorgt und — einen Gesangverein ins Leben zu rufen.“

Aus aldem geht mit Sicherheit hervor, daß vom Leipziger Gesellenverein die Sängerbewegung der Meißnerstadt einen ungehörten Aufschwung erfuhr. Das Sturmjahr 1848 brachte mit der Aufhebung der Beschränkungen am Verammlungs- und Vereinsrecht den ersten Gesellensängerverein, den Böllner dirigierte, und der als bürgerlicher Chor heute noch besteht.

Mit dem Verbot der Arbeitervereine durch die sächsische Regierung am 4. Juli 1850 fiel auch der selbständige gewordene Gesellenverein. Er mußte sich wieder als II. Abteilung unter den Schutz des Kunst- und Gewerbevereins begeben. Die Arbeiter traten abermals dieser II. Abteilung des Kunst- und Gewerbevereins bei.

Als am 19. Februar 1861 im Wiener Saal die Gründung des „Gewerblichen Bildungsvereins“ mit Gesängen und Ansprachen von Dr. Hirschel stattfand, nahm an dieser Versammlung auch August Babel teil.

Dem blieb es vorbehalten, die bestehende Gesangsabteilung des Vereins weiter auszubauen. Und als am 19. April 1865 Babel dem Leipziger Rat mitteilte, daß der „Gewerbliche Bildungsverein“ den Namen „Arbeiterbildungsverein“ trage, war die Gesangsabteilung offiziell in den ersten Leipziger Arbeiterchor umgewandelt worden.

Es ist also eine historische Tatsache, daß die im Leipziger Gesellenvereine inwohnenden Gesellen die Gründer der bürgerlichen „Böllner-Chöre“ wurden. Es bleibt Aufgabe der Forschung, diese Zusammenhänge zwischen Gesellenvereinen und Sängerbewegung auch anderwärts zu klären.

Der fremde

Von Herbert Reibhoundsis-Hamburg

Hinter dem neuen Friedhof, der hart an der Grenze des Dorfes lag und noch keinen Stein, kein Kreuz zeigte, der vorerst nur eine lale, grajise Fläche mit geraden, kiesbestreuten Wegen darstellte, stand ein Mann und lachte. Er schien fremd in dieser Gegend zu sein, denn kein Gewand war fein und vom sächsischen Schnitt. Wären jetzt ein Bauer, eine Magd oder ein Knecht vorübergekommen, sie hätten sich wahrscheinlich genunbert über den Fremden, der nichts tat, als seinen Körper über die Friedhofeinsäumung zu ziehen, sie moralisch zu kräftigen und zu vernünftigen Handwerken und tüchtigen Bürgern heranzubilden.“

„Ich verließ meinen Sitz und schritt gemächlich weiter; denn es war meine Pflicht, noch vor Dunkelwerden das Dorf zu erreichen, um ein Unterkommen für die Nacht zu finden. Der Fremde hatte mich noch immer nicht bemerkt; vielmehr schlenderte er jetzt wie lauter denn vorher. Bald kam es wie das fröhliche Gemeder einer Ziege, bald wie das Röhren eines alten Mannes und bald grell und herausfordernd wie der nächtliche Schrei der Eule. Ein leichter Schauer überfiel mich. Ich wußte nicht warum, und sollte es auch später erst erfahren. Unwillkürlich ging ich schneller weiter, wenn auch ich eigentlich recht selten Furcht empfand. Es war ein

fremder Einfluß, der meine Füsse antrieb und nicht eher ruhen ließ, bis ich die Schwelle des Dorfes erreicht hatte. Und laßt im selben Augenblick hörte ich nochmals das laute höhnliche Gelächter dieses Fremden, das der Nachtwind über die Dächer forttrug. Dann wurde es still.“

Die Gaststube war voller Menschen; Bauern und Knechte saßen an den Holztischen, tranken und spielten Karten. Ich ließ mir ein Abendbrot kommen, ein Zimmer für die Nacht herholen, ab und lauschte den verschiedenen Gesprächern. Vom Tisch sprach man und von der Politik, und irrendes auch von dem neuen Friedhof, der erst vor ein paar Tagen fertig geworden war. Der alte Wirt neue Tote nicht mehr lassen, laate irgend jemand. Und man erwiderte sich in Vermutungen, wer wohl der Erste sein würde, den man — zur Einweihung gemifferrmassen — in die neue Erde betten müßte. Wider Willen lauschte ich stärker diesem Gespräch, obgleich ich die einzelnen Sprecher in dem dichten Tabaksqualm kaum unterscheiden konnte.

Eine Stunde mochte ich wohl so geessen haben, als die Tür plöcklich aufsprang, und der Fremde vom Friedhof eintrat. Wieder schaute mich dieser Schauder und seltsame Einfluß, den ich keineswegs zu deuten verstand. Minutenlang war es still beim Klappen der Tür, dann ging der Lärm unbedünnter weiter. Der Fremde versuchte den Tabaksqualm zu durchschauen, wie prüfend blickte er über die einzelnen Tische und Menschen. Er war groß und baar, sein Gesicht nachsagel und einfallen, der Blick durchdringend aus tiefen Augenhöhlen und das Gewand leuer und vom neuesten Schnitt. Er mußte wohl gefunden haben, was er suchte. Ein spöttisches Lächeln glitt über seine dünnen Lippen, als er entschlossen auf einen Tisch zuschritt, an dem nur drei Männer saßen und ihr Bier schlürften.

„Ein Gesellen gefällig?“ meinte er beiter und ließ sich bei den Dreien nieder.

Nun muß man wissen, daß Bauern stets gern bereit sind, die Karten zur Hand zu nehmen, selbst wenn die Aufforderung von einem völlig Unbekannten ausgeht. So wunderte es auch mich weiter nicht, daß fünf Minuten später der Fremde schon mit den Bauern im eifrigsten Spiel vertieft war. Die Karten knallten oft mit derben Klängen auf den Tisch, die Stimmen wurden lauter und erregter und der Alkohol tat unermlich, aber stetig keine Wirkung.

Ich war müde geworden, erhob mich, zahlte meine Beche und wollte mein Zimmer aufsuchen. Der Wirt zeigte mir den Weg. Als ich oben war — meine Kammer befand sich genau über der Gaststube — hörte ich noch das Lachen des Fremden, das durch den Fußboden drang und jetzt wie das hohle Klackeln dürrer Knochen klang. Dann schlief ich ein.

Witten in der Nacht war es mir einmal, als ob mächtiger Lärm unter mir losbrach, doch ich wurde gar nicht erst ganz munter. Der Schlaf hatte mich schon zu sehr umfangen.

Der Schlaf hatte mich schon zu sehr umfangen. Am nächsten Morgen in der Gaststube trat, bot sich meinen Augen ein mildes Bild der Verwüstung: Tische und Stühle waren umgefallen, Gläser und Flaschen lagen zerbrochen umher und ein großer dunkler Fleck in der Mitte des Raumes ermedete irrendwie den Schauder vom Abend vorher in mir. Der Wirt warnte mich fahl und übernünftig aus einer Ecke entgegen, mich wie eine unwirkliche Erscheinung anstarrend. Dann schien er sich langsam zu belinnen.

„Ach — Sie finds?“ laate er. „So, so — ich dachte schon . . . doch lassen wir das.“

„Karl ist tot, müssen Sie nämlich wissen“, fuhr er dann plöcklich fort. „Karl — Sie kennen ihn doch . . . Ach ne, Sie sind ja fremd — richtig! — Karl ist nämlich gestorben, Herr. Nein, ermordet! Verheben Sie das?“

Wieder packte mich dieser unbelannte Schauder, und ich starrte unwillkürlich auf den runden, großen Fleck mitten im Zimmer. Der Wirt schien in einem vollständig stunsungslosen Zustand zu sein. Ich lachte ihn an der Schulter, redete ihm gut zu und bat, er möchte mit alles erklären. Er weinte wie ein Kind bei meinen Worten, schüttelte sich und laud nur ganz allmählich seine Ruhe wieder. „Es war schrecklich anzusehen. Mann, als Karl leblos zusammenlaunt“, laate er dann. „Sie haben doch den Fremden noch gesehen, der gestern gegen Abend kam und mit den drei Bauern zu spielen anfang? Gut! Das ging bis gegen Mitternacht, alle anderen waren schon fort. Aber die Vier dachten gar nicht an Aufbruch. Plöcklich schrie der Fremde: „Karl betrügt ja!“ — und er lachte dabei wie ein schadenfroher Teufel. Hans stand sofort auf — es war Karls bester Freund — trat auf ihn zu und brüllte: „Was Karl, du betrügt? Betrügt deine Freunde . . .? Hast du das nötig bei deinem Geld?! — Karl war stark und leichenblau, laate gar nichts und wich instintiv zurück, obwohl er einer der Stärksten im Dorfe war. Er wußte selbst wohl nicht, wie und was ihm geschah. Sie hatten alle schon ein bißchen viel getrunken. Hans stürzte plöcklich auf den anderen los. Karl wich aus, und eine wilde Jagd begann. Der Fremde und der dritte Spieler hatten sich an die Wand gedrückt. Ueber Tische und Stühle ging diese wahnsinnige Jagd, bis der Fremde den Freund in der Brust Zimmers felle und ihm das Messer bis ans Heft in die Brust stieß. Ein schwacher Laut nur — Karl stürzte und war tot. Der dunkle Fleck dort rührt von seinem Blute her. In dem Augenblick als Karl fiel, machte der Fremde einen Satz zur Tür, stieß ein lautes höhnliches Gelächter aus und verschwand in der Nacht. Da wurde auch Hans mit einem Schlage nüchtern, als er das höhnliche Brüllen des Fremden hörte, warf sich über den toten Freund, weinte und weinte, wie ich noch nie einen Menschen weinen sah. Doch mit einem Male sprang er auf, laß sich nach dem Fremden um und schrie: „St ja alles Lüge, Karl — alles nur Lüge!“ Aber er laß sich nur dem Genbarmen gegenüber, den der